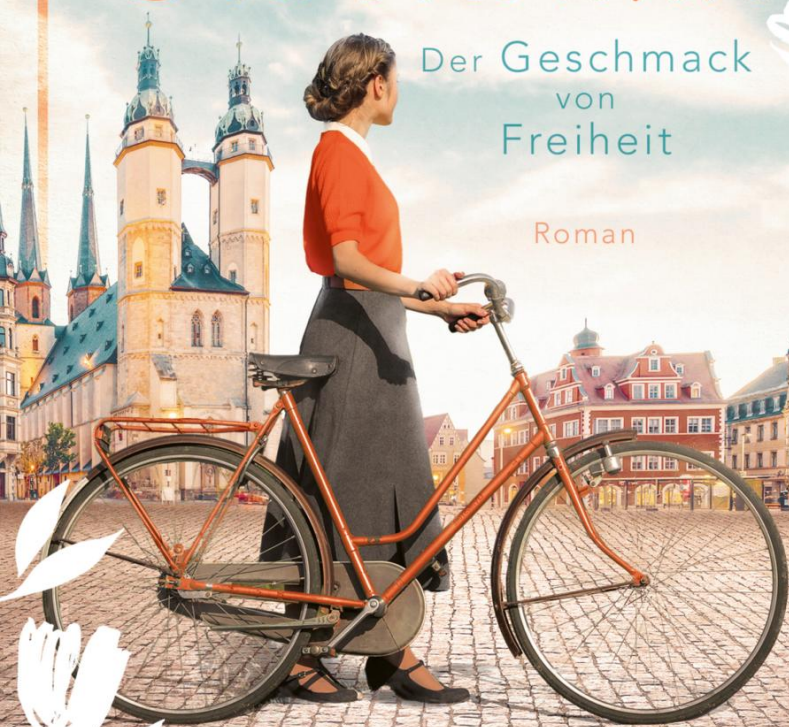


AMELIA MARTIN

Salz und Schokolade

Der Geschmack
von
Freiheit

Roman



ulstein

AMELIA MARTIN ist das Pseudonym einer Bestsellerautorin. Nach Jahren in England und im europäischen Ausland unternimmt die Autorin heute ausgedehnte Rechercheisen an die Schauplätze ihrer Romane. Sie isst für ihr Leben gern Schokolade.

Von Amelia Martin sind in unserem Haus bereits erschienen:

Das Auktionshaus: Der Glanz Londons

Das Auktionshaus: Die Träume Wiens

AMELIA MARTIN

*Salz und
Schokolade*

Der Geschmack
von
Freiheit

Roman

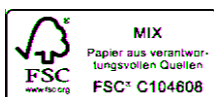
Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Ildiko Neer / Trevillion Images (Frau mit
Fahrrad); www.buerosued.de (Landschaft)

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: Nørhaven, Viborg-Dänemark

ISBN 978-3-548-06633-2

VORBEMERKUNG

Die nachfolgende Geschichte ist frei erfunden. Obwohl angelehnt an Ereignisse in der halleschen Saline, an die Halloren und die Halloren Schokoladenfabrik, sind Lebenswege der Protagonisten und Handlungsstränge der Geschichte Erfindungen der Autorin. Insbesondere gilt dies für Verstrickungen der Protagonisten in der Nazizeit und der Nachkriegszeit. Jedwede Ähnlichkeiten mit realen Personen sind rein zufällig.

»Ein ganz klein wenig Süßes
kann viel Bitteres verschwinden machen.«

Francesco Petrarca (1304–1374)

»Wie der Herbstwind weht!
Doch wir beide leben noch,
beide, du und ich.«

Masaoka Shiki (1867–1902)

I

Mignon-Schokoladen-Werke, Halle, 1939

Die Maschinen ratterten, Frauen mit weißen Schürzen und Kopfbedeckungen standen an den Fließbändern, und es duftete nach Kakao. Die Walzen rollten die zähflüssige braune Masse aus, aus der später Schokoladentafeln, Pralinen und anderes Naschwerk wurde. Fleißige Hände sortierten, packten um, warfen fort, und manches Mal verschwand ein Stück in den Mündern der Arbeiter.

Irene Mendel stand neben ihrem Vater hinter der großen Glasscheibe und beobachtete das geschäftige Treiben in der Schokoladenfabrik. Es war der zweite Tag des neuen Jahres. Unsichere Zeiten stehen uns bevor, hatte ihr Vater gesagt. Sie war vierzehn Jahre alt und verstand noch nicht alles, doch sie spürte, dass sich etwas verändert hatte.

»Ich freue mich immer, wenn du vorbeischaust, Sonnenschein. Du bist viel zu hübsch, bald werden uns deine Verehrer die Tür einlaufen.« Friedrich Mendel strich über ihr weizenblondes Haar und lachte sein tiefes herzliches Lachen, das

seinen stattlichen Bauch in Bewegung versetzte und seine warmen haselnussbraunen Augen zum Blinzeln brachte.

Sie lehnte sich an ihren Vater und spürte den Wollstoff seines Anzugs an ihrer Wange, der ein wenig nach Tabak, Schokolade und Schmieröl roch, denn Friedrich Mendel ließ es sich nicht nehmen, selbst Hand an die Maschinen zu legen, wenn es Probleme gab. Ihr Vater hatte das Geschäft von der Pike auf gelernt, wie er zu betonen pflegte, und erwartete von seinen Mitarbeitern denselben Einsatz, den er zu bringen bereit war. Die meisten Arbeiter schätzten ihn für seine Fairness und dafür, dass er anständige Löhne zahlte. Nur wer zu spät kam, nachlässig arbeitete oder allzu oft fehlte, hatte es nicht leicht mit dem Direktor.

Mendel nahm seine Tochter mit zu seinem Schreibtisch, auf dem sich Bestellungen, Rechnungen, Lieferscheine mit exotischen Anschriften von der afrikanischen Goldküste, Amsterdam und Ecuador neben Pralinenschachteln, Entwürfen für Verpackungen und Postkarten stapelten, und griff nach einer Schachtel.

»Diese hier musst du probieren! Die Ganache lässt selbst unsere belgischen Freunde erblassen.«

Irene nahm eine dunkle Praline samt dem raschelnden Papier heraus und schnupperte zuerst. Der Duft sagte alles über die Qualität des Kakaos. Dann biss sie unter dem aufmerksamen Blick ihres Vaters in die Kugel, genoss das Knacken beim Brechen der zartbitteren Hülle und schloss die Augen, während die cremige Füllung auf der Zunge zerging. Verträumt öffnete Irene die Augen, leckte sich die Lippen und murmelte: »Orangenlikör und Vanille.«

»Das ist meine Tochter!«, sagte Friedrich Mendel stolz.

»Ich würde sie mit einem winzigen Stück kandierter Orange dekorieren«, schlug sie vor und entdeckte einen offiziell aussehenden Briefumschlag. Ein Stempel mit Hakenkreuz und Reichsadler verhiess meist nichts Gutes, wie sie hatten erfahren müssen. »Gibt es wieder Ärger?«

Ihr Vater runzelte die Stirn. Nachdem die NSDAP an die Macht gekommen war, hatte die Schokoladenfabrik unter Boykottaufrufen zu leiden gehabt, weil man die Mendels für Juden hielt. Beteuerungen, dass man seit Generationen protestantischen Glaubens sei, hatten nicht geholfen. Um das Unternehmen vor dem Bankrott zu retten, änderte Friedrich den angestammten Namen »Chocolatiers Mendel & Söhne« kurzerhand in Mignon-Schokoladen-Werke um. Seitdem gingen wieder Bestellungen ein, und die Produktion konnte hochfahren werden.

»Mach dir keine Sorgen, Renilein. Es geht um Bestellungen für die Armee. Das bedeutet mehr Schokoladentafeln und weniger Pralinen«, erklärte ihr Vater.

Unten in der Fabrik wurde es kurz hektisch, denn ein junger Mann rannte zwischen den Maschinen hindurch, was während des laufenden Betriebes untersagt war. Zu groß war die Verletzungsgefahr.

Irene beobachtete, wie Friedrich Mendel ans Fenster trat und dagegenklopfte. Sofort sahen die Frauen und auch der Mann zu ihm hoch. Ihr Vater winkte den Mann zu sich herauf.

»Gibt es Probleme?«, fragte Irene.

»Dieser Kerl macht nur Ärger! Dauernd ist er zu spät und

wiegelt mir auch noch die Belegschaft auf mit seinen kommunistischen Ideen!«, murmelte Friedrich Mendel, besann sich und sagte sanfter: »Nichts, worum du dir Gedanken machen müsstest, Renilein.«

Irene schluckte und nickte. »Ja, Vati.«

Friedrich nahm eine Pralinschachtel und drückte sie seiner Tochter in die Hand. »Setz dich da in den Sessel, mein Herz.«

Gehorsam hockte sich Irene mit der hübsch bedruckten Schachtel in den Ledersessel vor dem Bücherregal. Hier hatte sie schon als kleines Mädchen mit Bilderbüchern und Schokolade versorgt auf ihren Vater gewartet. Heute jedoch trug sie ein dunkles Kostüm mit weißem Kragen und fühlte sich beinahe erwachsen.

Kurz darauf klopfte es an der Tür.

»Herein!«, rief ihr Vater, der sich hinter seinem Schreibtisch niedergelassen hatte.

Fräulein Luegers, die Sekretärin, schaute herein. »Herr Direktor, der Herr Pöp meinte, Sie wollten ihn sprechen?«

Mendel nickte. »Ja, schicken Sie ihn bitte durch.«

Ein junger Mann in grauer Arbeitskleidung trat mit einem gewissen forschen Auftreten ein. Irene biss in eine Praline und dachte bei sich, dass er damit bei ihrem Vater keinen guten Eindruck machen würde.

»Warum sind Sie eben durch die Halle gelaufen, Herr Pöp?«, fragte ihr Vater. »Sie wissen doch, dass das verboten ist.«

»Das tut mir sehr leid, Herr Direktor. Ich wollte nicht

noch später zur Schicht kommen.« Pöp drehte seine Mütze in den Händen und warf Irene einen kurzen Blick zu.

Sie fühlte sich ein wenig unwohl, dabei zusehen zu müssen, wie ihr Vater den Arbeiter maßregelte.

»Es war nicht das erste Mal, dass Sie zu spät gekommen sind. Ich habe das durchgehen lassen, weil Ihr Vater ein geschätzter Mitarbeiter ist. Er hat Sie mir empfohlen, aber Sie machen es mir nicht leicht.« Friedrich hatte sich vorgebeugt und schob Papiere hin und her.

»Ich werde mich bessern, Herr Direktor«, versicherte Pöp.

Plötzlich hob ihr Vater den Blick und sah den jungen Arbeiter direkt an. »Man hat mir zugetragen, dass Sie ein Kommunist sind. Stimmt das?«

Angestrengt hörte Irene zu. Es war oft verwirrend, wenn die Erwachsenen über Politik sprachen.

Ein Ruck ging durch Pöp. »Ja, ich bin Mitglied der KPD.«

»Mensch, Pöp, das bringt Ihnen doch nur Ärger. Sie sehen doch, woher der Wind weht. Ich will nicht, dass Sie meine Belegschaft aufwiegeln. Sie bringen die Firma mit Ihrer roten Gesinnung in Gefahr.«

»Das sehe ich anders. Mit Verlaub, im Gegenteil. Wenn wir erst eine Volksfront gebildet haben ...«, begann der Mann, wurde jedoch mit einer Handbewegung von Friedrich zum Schweigen gebracht.

»Kein Wort mehr! Sie bekommen den Lohn für diese Woche und verlassen sofort das Fabrikgelände«, entschied Mendel.

»Sie werfen mich also raus?« Gero Pöp setzte seine Mütze auf und trat an den Schreibtisch ihres Vaters.

Irene fürchtete schon, der Arbeiter wollte ihrem Vater etwas zuleide tun, denn Päps Miene war voller Hass. »Sie kommen auch noch mal von Ihrem hohen Ross runter, und wenn wir uns dann wiedersehen, das verspreche ich Ihnen ...«

»Was erfrechen Sie sich? Raus! Sofort!«, brüllte ihr Vater.

Doch Pöp tippte sich an die Mütze und schlenderte lässig zur Tür. »Auf Wiedersehen, Prinzessin.«

Instinktiv drückte sich Irene in ihren Sessel.

Wutentbrannt lief ihr Vater hinter Pöp zur Tür und erteilte seiner Sekretärin lautstark Anweisung, wie sie die sofortige Entlassung durchzusetzen hatte. Als er die Tür ins Schloss geworfen hatte und vor seiner Tochter stand, fuhr er sich über die Stirn.

»Renilein, das alles nimmt kein gutes Ende.«

Ängstlich sprang Irene auf und drückte sich an ihren Vater. »Was meinst du damit, Vati?«

»Ach, nichts weiter. Kommt Edgar nicht dieses Wochenende nach Hause? Dein Bruder mag die Nougatpralinen am liebsten. Und für Mama? Welche sollen wir ihr mitnehmen?«

»Die mit den Mandeln, aber sag, Vati, warum ist es denn so schlimm, dass dieser Pöp in der KPD ist?«

Ihr Vater seufzte. »Ach, Renilein, jetzt weht nun einmal ein anderer Wind, und ich will nicht noch mehr Ärger mit der NSDAP haben. Aber das ist nichts, worüber du dir Sorgen machen musst.«

Als er ihr über die Haare strich, spürte sie, dass seine Gedanken in eine ungewisse Zukunft schweiften.

Irene verdrängte den unangenehmen Vorfall, doch vergessen würde sie ihn nie.

2

August 1949

Paul Thulke ließ den schweren Eisenhammer sinken, mit dem er seit zwei Stunden den Pfannenstein klopfte. Sein Oberkörper war schweißüberströmt, genau wie sein Gesicht, das er sich mit einem Taschentuch abwischte. Er stopfte das feuchte Tuch zurück in die Hosentasche und stützte sich auf den Hammer. Überall schmeckte man das Salz. Es hing in der Luft, klebte am Körper und auf den Lippen. Das Salz, auf das sie alle angewiesen waren, das ihnen seit Jahrhunderten Brot und Arbeit gab.

Genau wie sein Vater, seine Brüder, sein Großvater und alle Thulkes vor ihnen arbeitete er in der Saline unterhalb des Hallmarktes. Man fragte nicht, sondern wuchs in die Arbeit hinein, genau wie man schon als Kind verstand, dass es Ehre und Privileg war, der Bruderschaft der Salzwirker anzugehören. Paul starrte in das Halbdunkel des Siedehauses, vor sich die große Pfanne, aus der er einen Berg Pfannenstein und Bordsalz geschlagen hatte. Sein Rücken schmerzte, wie es öfters vorkam, seit er bei der Reparatur eines morschen Bal-

kens im Gebälk des Siedehauses abgestürzt war. Er fuhr sich durch das dunkle Haar und rieb sich den Nacken dort, wo die Muskeln verspannt waren.

»Na, Paule, alles in Ordnung?«, rief Werner vom anderen Ende der Siedepfanne.

Werner war kleiner und muskulöser als er. Mit seinen fünfunddreißig Jahren hatte er mehr Erfahrung und schien die schwere Arbeit besser wegzustecken.

»Ja, geht schon. Der Rücken zwickt«, meinte Paul mit schiefem Grinsen.

»Wenn's weiter nichts ist«, sagte Werner und stützte sich ebenfalls auf seinen Hammer. »Du bist doch jung und voll im Saft. Was soll ich denn sagen. Verdammtes Bein«, fluchte Werner und schaute kurz nach unten.

Genau wie Paul war er im vorletzten Kriegsjahr in Frankreich gewesen. Als Wehrmachtssoldaten hatten sie irgendwann in derselben Kompanie gekämpft und waren gemeinsam in britische Gefangenschaft geraten, was sich als Glücksfall herausgestellt hatte. Von Kameraden, die als russische Kriegsgefangene nach Sibirien transportiert worden waren, hörte man nichts, und die Hoffnung auf deren Rückkehr sank mit jedem verstreichenden Jahr.

Ein Oberschenkeldurchschuss hatte Werner kampfuntauglich gemacht, und obwohl er noch unter Schmerzen litt, machte er kein Aufhebens von seiner Verletzung. Man machte einfach weiter. Der Krieg war vorbei. Dieser verfluchte Krieg, der die Welt und jeden Einzelnen verändert hatte. Wenn man anfang, nachzudenken, machte man sich kaputt.

»Komm, wir machen jetzt unsere Frühstückspause, Werner«, schlug Paul vor, und sein Freund ging erleichtert darauf ein.

Sie stellten ihre Hämmer in eine Ecke und gingen nach draußen. Gleißendes Sonnenlicht blendete sie, aber es war weniger heiß unter der mittäglichen Augustsonne als drinnen im Siedehaus. Ein Pferdefuhrwerk holperte mit einem Tankwagen Sole über den steinigen Untergrund zu einer Brauerei. Die Solezapfanlage befand sich vor dem Uhrenhaus. Das alte Fachwerkgebäude verdankte seinen Namen dem hohen Turm mit der Uhr, die weithin sichtbar war.

Paul und Werner liefen einen schmalen Weg um das Siedehaus herum zu den ehemaligen Salzmagazinen, in denen seit vielen Generationen Hallorenfamilien wohnten. Auch Werner und seine Familie wohnten dort, weshalb sie von seiner Frau zum Frühstück erwartet wurden.

»Was für eine Hitze!«, stöhnte Paul und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein nackter Oberkörper glänzte und war gebräunt, denn jede freie Minute verbrachten die Salzwirker draußen. Am liebsten erholten sie sich im Gras am Saaleufer, denn die Pfännerschaftliche Saline befand sich auf einer Insel inmitten des Flusses.

Werner zog an seinem Unterhemd, das ihm am Körper klebte. »Wir könnten kurz ins Wasser springen.«

Paul grinste. »Gute Idee, aber ich fürchte, daraus wird nichts. Sieh mal, wer sich die Ehre gibt.«

Die beiden Männer blieben stehen und sahen zwischen den Bäumen hindurch zum Verwaltungsgebäude hinüber,

wo sich eine Gruppe von Herren in Anzügen versammelt hatte und im Begriff schien, die Saline zu besichtigen.

Werner spuckte aus. »Die Genossen. Na los, komm schon, bevor sie uns erwischen. Agnes hat Eier und Brot versprochen.«

Seit die Sozialisten die Regierung übernommen hatten, wehte ein neuer Wind durch die Sowjetische Besatzungszone. Einen Tag nach Gründung der Bundesrepublik, am 23. Mai, hatte die SED-Führung den Entwurf einer Verfassung für die Deutsche Demokratische Republik verkündet. Die Russen waren noch immer die Herren, darüber machte sich niemand Illusionen, und die Umstrukturierung der Gesellschaft durch die SED geschah ganz im Einvernehmen mit Moskau. Viele begrüßten die neuen Ideen, doch Paul hatte seine eigene Meinung zur sogenannten Neugeburt des Volkes durch die antifaschistischen Bestrebungen der Genossen.

»Mensch, halt dich zurück, Werner. Sonst geht es dir wie dem Helmut«, sagte Paul mit gesenkter Stimme, obwohl sie allein auf dem Weg standen.

Zügig gingen sie weiter. Helmut war ein gemeinsamer Freund, der auf der anderen Seite der Brücke auf dem Holzplatz der Pfännerschaft gearbeitet hatte. Helmut hatte sich öffentlich kritisch über Stalin und die Enteignungen geäußert und war mitten beim Essen im »Goldenen Herz« verhaftet und in den Roten Ochsen gebracht worden. Das berühmte Gefängnis war ein roter Backsteinbau und setzte seine Schreckenstradition aus der Zeit des Nationalsozialismus fort. Wer dorthin gebracht wurde, kam gebrochen wieder heraus oder verschwand für immer.

Werner brummte: »Führen sich hier auf! Gar nichts haben die uns vorzuschreiben. Mir muss niemand sagen, wie ich meine Arbeit zu machen habe.«

»Nein, Werner, bei Gott nicht. Aber jetzt lass uns einfach essen gehen. Und morgen wird gefeiert!« Paul klopfte seinem Freund auf die Schulter.

»Unser Pfingstbier! Weißt du, Paule, da kommt wenigstens mal Freude auf in all dem Elend. Bringst du ein Mädchen mit? Wird langsam Zeit, dass du eine Braut findest«, meinte Werner.

Paul lachte. »Kann ja nicht jeder so viel Glück haben wie du mit deiner Agnes! Morgen wird gefeiert und getanzt, aber nicht auf Brautschau gegangen.«

Werner und Agnes waren seit elf Jahren ein Paar. Sie war eine geborene Kullick mit Wurzeln in Masuren. Noch immer war ein Teil ihrer Familie vermisst, und Agnes sprach wöchentlich bei den Ämtern vor und hängte Zettel mit den Namen ihrer Angehörigen an die Litfaßsäulen. Es ging ihr wie vielen, doch niemand wollte die Hoffnung aufgeben. Je näher sie der Wohnung kamen, desto deutlicher vernahmen sie Kindergeschrei, das sich mit einer energischen Frauenstimme mischte und verstummte.

»Braves Weib, hat die Bande im Griff«, meinte Werner stolz und nahm die Stufen zur Haustür mit einem Satz. Kaum hatte er die Tür aufgestoßen, wurden sie von fünf Kindern im Alter von eins bis zehn Jahren umringt.

»Paul, guck mal, was wir genäht haben!«, rief Werners älteste Tochter, Grete, nahm Pauls Hand, und zog ihn in die

Ecke der kleinen Stube, wo eine Nähmaschine auf einem Tisch stand.

Agnes kam aus der Küche, wischte sich die Hände in der Schürze ab und begrüßte ihren Mann mit einem Kuss. »Wasser und Seife stehen hinten. Wenn ihr fertig seid, kommt in die Küche. Und ihr Kinder macht nicht solchen Lärm. Was soll denn der Paul von euch denken. Grete, nun lass den armen Mann doch mal in Ruh!«

Doch Paul lobte das bunte Kleid, das Agnes für ihre Tochter aus Stoffresten genäht hatte. »Darin wirst du morgen beim Fest sehr hübsch aussehen, Grete.«

Das Mädchen strahlte. Es hatte dünnes braunrotes Haar, Sommersprossen und dunkle Ringe unter den Augen, denn Grete war lange krank gewesen. »Nicht wahr? Und du tanzst mit mir, ja? Versprichst du's mir?«

Paul nickte. »Ehrenwort.«

»Gretchen, jetzt wollen wir uns waschen«, sagte ihr Vater und nahm Paul mit nach hinten, wo sie durch die Hintertür in einen kleinen Garten traten. Hier stand eine Regentonne, auf einem Stuhl lagen ein Leinentuch und ein Stück Seife.

»Wie geht es deiner Tochter?«, fragte Paul, während sich Werner Wasser ins Gesicht und über den Oberkörper spritzte.

»Der Husten wird besser. Aber wir brauchen Medizin, die es hier nicht gibt. Vielleicht im Westen, aber ich habe keine Zeit, nach drüben zu fahren.« Werner trat zur Seite, sodass Paul sich waschen konnte.

»Meine Schwester ist vielleicht bald wieder in Berlin.

Schreib mir auf, was ihr braucht, und sie wird versuchen, es zu bekommen«, schlug Paul vor.

Petra, Pauls jüngere Schwester, war die einzige Thulke, die nicht in der Saline arbeitete. Sie hatte sich schon als kleines Mädchen in den Kopf gesetzt, Schauspielerin zu werden. Und dieses Ziel verfolgte sie mit großer Hartnäckigkeit. Weder die Eltern noch die schwierigen Umstände konnten sie von ihrem Traum abbringen. Zurzeit spielte sie in »Ein Sommernachtstraum«, einer Produktion des Halleschen Stadttheaters, mit.

Werner strich sich die nassen Haare nach hinten. »Ich dachte, sie spielt hier Theater? Will sie doch fort aus Halle?«

Paul trocknete seinen Nacken und legte das Handtuch über die Stuhllehne. Er hatte ein offenes Gesicht mit ebenmäßigen Zügen, und wenn er lachte, bildeten sich Grübchen auf seinen Wangen. Die Frauen schwärmten für den gut aussehenden Salzwirker, doch der hatte nur Augen für eine, aber das war eine komplizierte Geschichte.

»Wollte sie immer. Deshalb fährt sie nach Berlin, hat dort Freunde, die sie zum Film bringen wollen. Und Berlin hat ja nun auch mehr zu bieten als unser kleines Halle.«

»Na ja, wenn sie die Stadt wieder aufbauen. Noch liegt Berlin ja wohl in Trümmern. Komm, mir knurrt der Magen.«

Die Kinder saßen bereits am Tisch und aßen Grütze mit Apfelkompott. Sie löffelten ihre Teller leer und leckten die Reste mit den Zungen ab.

»Wenn ihr fertig seid, geht raus zum Spielen. Ihr bekommt heute Abend ein Ei«, sagte Agnes und stellte den

Männern je einen Teller mit Spiegeleiern auf gebuttertem Brot hin.

Paul sah, wie die Kinder auf die Eier starrten, doch Agnes ermunterte ihn, zu essen.

»Wer körperlich arbeitet, muss auch essen. Nun los!«

Nahrungsmittel waren noch immer rationiert, und Lebensmittelkarten teilten das wenige, was vorhanden war, unter der Bevölkerung auf. Man baute Gemüse an, wo immer eine freie Rasenfläche zu finden war, doch eine Kuh oder Hühner hatten nur die wenigsten. Die Salzwirker verfügten über Grünland und Wiesen bis an das Saaleufer, und hinter den Wohnblöcken gab es Hühnerställe, und es wurden auch Ziegen gehalten.

Paul wischte mit seinem Brot die Eireste auf. »Danke, das war das beste Frühstück!«

Werners Frau lächelte und räumte die Teller ab. »Sollst du morgen auch die Fahne schwingen, Paul?«

Während des Pfingstbieres traten die Halloren in ihrer Festtracht auf und zeigten das traditionelle Fahnenschwingen, das großes Geschick erforderte.

»Dieter hat die große Ehre mit der Brüderschaftsfahne, aber Werner und ich sind beim kleinen Fahnenschwingen dabei«, erklärte Paul.

Lautes Klopfen an der Haustür ließ die Männer aufschrecken. Unwillkürlich sprangen sie beide auf. Zwei Männer in Anzügen waren an der Haustür mit undurchdringlichen Mienen. Neben ihnen stand Dieter in Hemd und Hose.

»Was gibt es?«, fragte Werner.

Dieter war Ende fünfzig und Hallore in der fünften Ge-